

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 16

Artikel: Ausgestossene

Autor: Zulliger, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637282>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bendende Dichter Friedrich von Matthisson besonderes Ge-
fallen an ihm fand und seinen großen Einfluß am Hofe aufs
beste für ihn verwendete. „Durch das allgemeine Lob des
Hofes aufmerksam gemacht, wollen nun die hiesigen Be-
amten, und das erste Militär die Sache auch sehen, zu wel-
chem Ende mir der Ratssaal auch unentgeltlich ange-
wiesen wurde, wo wir nun morgen und übermorgen Aus-
stellung geben werden.“ Von Stuttgart weg, wo ihm glei-
chermaßen hohe Anerkennung zuteil ward, treibt ihn dann
das Heimweh wieder nach der Heimat. Seine Familie reiste
ihm nach Schaffhausen entgegen. Die Freude des Wieder-
sehens nach halbjährlichem Getrenntsein kann man sich leicht
denken.

Auch von seiner zweiten Deutschlandreise, die F. N. König im Winter 1819/20 unternahm, sind uns Briefe mitgeteilt. Wieder benutzt er Bekanntschaften und alte Be-
ziehungen und knüpft neue an. Er mehrt seine Künstler-
mappe mit eigenen und mit von Freunden dedizierten Wer-
ken. In Freiburg im Breisgau schließt er einen Afford
für 120 kleinere Oelgemälde, jedes zu 6 Louisdor, ab —
bezeichnend für den Kunstbetrieb, wie er damals im
Schwange war bei großen und kleinen Meistern. In Karlsruhe und Mannheim wurde er wohl aufgenommen. Sein
Urteil über das Geschaute ist aber durch das viele Erlebte
schon geschärft. Gesunder Schweizerinn kommt darin zur
Geltung. So schreibt er über ein im Karlsruher Theater
geschautes Stück, es habe ihn fast „Körbchen“ machen. „Das
Publikum benahm sich recht gemein dabei. Ich finde täglich
mehr den Grundsatz richtig, daß ein Publikum, wenigstens
der Geschmack desselben, am leichtesten im Theater zu er-
kennen ist.“ Das gilt sogar noch heute.

Auf dem Wege über die kleinen Fürstenhöfe Coburg und Weimar nach Dresden will ihm auch das Anticham-
brieren und Rückenbeugen schier verleidet, obwohl er über-
all für Schweizerverhältnisse glänzend aufgenommen wurde.
In Weimar wurde König durch Herrn Hofrat Meyer bei
„Minister“ Goethe eingeführt. „Goethe habe ich eine eigene
Vorstellung gegeben“ — schreibt König von Weimar aus — „da er nicht wohl ist, und das Geschwärz nicht ver-
tragen kann. Er war ungemein wohl zufrieden; es kann
dies für die Zukunft von großen Folgen sein.“ F. H. Meyer,
Goethes Freund und Kunstberater, schrieb über König und
sein Kabinett in jenen Tagen das folgende liebenswürdige
Urteil: „Hier war vor einigen Tagen der Maler König aus
Bern; — er zeigte vortreffliche, transparente Landschaften;
er selbst war verständig, in gewissem Sinne geistreich zu
nennen — auch freuzbrav!“ Ihm wird auch eine ausführ-
liche Beschreibung der Transparenten zugeschrieben, die lange
Zeit als aus der Feder Goethes stammend angesehen wurde,
nun aber als Goethetext aufgegeben ist. Der Dichter selbst
schrieb in den „Annalen der Tag- und Jahreshäfte“ eine
kurze Bemerkung über Königs Transparenten, vom Gesichts-
punkte des Farbenforschers aus, ohne aber dabei ein Wert-
urteil zu fällen.

Mit dem Weimarer Brief vom 27. Februar 1820 schließt die Sammlung, soweit sie Blößl publiziert hat. In
einer Anmerkung zum Vorwort verweist aber der Heraus-
geber auf Briefe, die von Königs Pariser Reise des Jahres
1829 her erhalten geblieben sind, aber zu spät in seine
Hände gekommen seien. Auch diese müßten für Kunstmuseen
von Interesse sein. Ob sie inzwischen veröffentlicht worden
sind, entzieht sich leider unserer Kenntnis. H. B.

Ausgestoßene.

Von Hans Zulliger, Ittigen.

Wenn wir in der Sittengeschichte der Völker darnach
fahnden, so finden wir zu allen Zeiten bestimmte Berufe
oder Volksklassen, die außerhalb der Gesetze, der Moral,
der sozialen und staatlichen Beziehungen der übrigen Volks-
klassen standen oder heute noch stehen.

Ich denke dabei weder an die barbarische Zeit des alten
Roms, wo der Sklave sich zur Ergötzung vornehmer Herr-
schaften und des Böbels im Amphitheater abschlachten ließ,
noch an jenes dunkle Kapitel der Geschichte unseres Christen-
tums, wo man im Namen des Erlösers die indianische Rasse
sozusagen ausrottete und nach Negern jagte, die schlechter
behandelt wurden als Hunde. Es gab zu jeder Zeit Men-
schen, die in ihrem eigenen Heimatlande ausgestoßen und
jenseits des ordentlichen Rechtes waren.

Es ist bekannt, daß beispielsweise in unseren Landen
der Scharfrichter, der „Angstmann“ nicht als „ehrlich“
galt. Obwohl er für sein trübseliges Handwerk ordent-
lichen Lohn erhielt, sonderte sich der Geringste von ihm ab.
Seine Kinder waren zur Ehe mit anderen Scharfrichters-
kindern verdammt, und es bildete sich mit der Zeit eine
besondere Rasse. An gewissen Orten war es einem Scharf-
richter gestattet, sich ein Weib, das er richten sollte, zu
seiner Frau zu nehmen, oder seine Tochter hatte das Recht,
einen Mann, der gehängt oder enthauptet werden sollte,
dadurch zu erlösen, daß sie ihn zur Ehe begehrte. So war
er dennoch für die übrige Gesellschaft erledigt, d. h. er
konnte nur als Richter für sie „nützlich“ sein. Wie unser
Volk über die Angstmänner dachte, zeigt folgende Sage:
Zu einem Scharfrichter in unserer Stadt kam ein armer
Hintersäße und bat ihn, bei seinem dreizehnten Kinde, es
war ein Mädchen, Gevatter zu stehen. Der Angstmann, der
sein Schwert putzte, warnte den Bittsteller vor einem sol-
chen ungewöhnlichen Begehrten. Über der arme Mann sagte
ihm, er wisse sonst niemanden, der ihm den Gefallen tun
wolle. Da willigte der Richter ein, und während des Hand-
schlags brach mit lautem Klirren die Klinge des Schwertes
entzwei. Der Richter erschrak. Er hatte mit dem Schwerte
bereits neunundneunzig Menschen gerichtet, und es war
Brauch, daß ein Schwert nur einhundertmal zum Gebrauch
kam. Daß nun das Schwert sprang, bevor es seinen Dienst
vollendet hatte, und daß es gerade in diesem Augenblicke
sprang, schien dem Richter kein gutes Omen für sein Paten-
kindlein zu bedeuten. Der Sitte gemäß stellte er das Schwert
wieder her, damit es seine volle Pflicht verrichte, ehe es zur
Ruhe komme; denn es ging der Glaube, daß ein zu frühe
zur Ruhe gelangtes Richtschwert Unheil anstifte. Während
achtzehn Jahren hatte dann das Schwert Ruhe, denn es
kam in der Stadt Bern kein hochnotpeinlicher Fall zur Ab-
urteilung. Dann wurde der Angstmann zur Hinrichtung
einer Kindsmörderin gerufen. Als er das Schwert erhob,
brach es nochmals. Der Richter betrachtete sein Opfer ge-
nauer und sah, daß die Kindsmörderin sein Patenkind war.
Er ging vom Platze, und niemand sah ihn je wieder.
Ein anderer Richter vollbrachte an der Verurteilten den
Todesstreich.

Aehnlich verrufene Handwerker waren die Seiler in
den Pyrenäen und die Schreiner in der Bretagne. Jene
lieferten dem Henker den Strick, und diese errichteten die
Galgen. Sie trieben sich oft weit in den Landen herum
wie die Zigeuner, darum fand sich in ihrer Sprache ein
reicher Einschlag der Zigeuner- und Gaunersprache, was auch
nicht dazu beitrug, daß sie vom sehnsten Volke mehr ge-
achtet wurden.

Auch wo heute der Glaubensfanatismus nicht mehr
übertrieben zum Ausdruck kommt, glimmt in den euro-
päischen Völkern noch die alte Verachtung und Abschätzung
der Juden. Im Mittelalter waren sie rechtholz. Man
duldete sie, weil sie Geld liehen. Sie nahmen aber Zins
dafür, und nach der Bibel ist Zinsnehmen Wucherei. Diese
Auffassung, von Luther und Zwingli stark betont, ist uns
heute zwar verloren gegangen, aber der fast instinktive Haß
gegen die Juden als Betrüger und Ueberläster blieb, ob-
wohl viele der größten Geister unseres und des vergan-
genen Jahrhunderts Juden waren, und schließlich war auch
Jesus einer... Daß die letzten Jahre in unserem Europa

noch Judenpogrome hervorbrachten, ist ebenso schändlich, wie die Rehverbrennungen der Gegenreformationszeit.

Wie den Juden, ist auch den Zigeunern nie gelungen, sich mit dem anderen Volke zu vermischen. Auch wenn sie sich, wie die andalusischen Zigeuner, ansiedelten und Ackerbauer und Viehzüchter wurden. Es frommten ihnen auch wenig, den christlichen Glauben anzunehmen. Sie durften nur zu einer speziell für sie bestimmten Türe zur Kirche hinein, ein abgezirkelter und vielerorts mit Gittern abgeschlossener Platz in der Kirche war für sie bestimmt. Aehnlich durften die Colliberts in Poitou ihre Finger nicht in das gleiche Weihwasserbecken tauchen, wie die andern Christen, auch ihre Berührung verunreinigte. Schritten sie über eine Brücke, so war es ihnen nicht gestattet sich an den Geländern zu halten, und damit der Boden nicht unrein werde, hatten sie Sandalen zu tragen. Auf Brust und Rücken trugen sie je ein Stück rotes Tuch, woran sie jedes Kind erkennen konnte als Ausgestoßene. Die große Revolution gab ihnen dann die gleichen Rechte, wie den anderen Franzosen, sie sind aber noch heute verachtet und gemieden. Nur ihre Mädchen werden als Schönheiten geschäzt. Die Colliberts sollen daran erkennbar sein, daß ihnen die Ohrläppchen fehlen.

Es ist ganz selbstverständlich, daß in einem Lande wie Indien, wo der Kastengeist in höchster Blüte steht, ein außer Gesetz und Moral gesetzter Volksstamm trotz der englischen Oberherrschaft nie aus seiner Niedrigkeit und Absonderung heraustrreten kann. Ein solches Volk sind die Rodinas auf Ceylon. Hans Heinz Ewers erzählt uns in seinen Indien-Berichten von ihrem Leben. Nach der Sage sollen sie in alten Zeiten Jäger des Königs von Kandy gewesen sein. Sie brachten ihm eines Tages einen besonders leckeren Braten, wie er ihn noch nimmer genossen hatte. Er verlangte noch mehr davon. Aber da brachte der Bartscherer des Königs heraus, daß der Braten aus Menschenfleisch bestand. Für einen Buddhisten ist der Genuss von Menschenfleisch das abscheulichste Verbrechen, denn ihnen ist schon die Tötung des kleinsten Tieres ein Greuel. Der König geriet in großen Zorn, er befahl, daß die Jäger samt ihren Verwandten allen für jedezeit ausgestoßen sein sollten aus der Gesellschaft der anderen Menschen. — Bis zur Besitznahme Ceylons durch die Engländer durften die Rodinas keinen Landbesitz erwerben und auch nicht an der Straße liegen. Begegnete ihnen jemand auf der Straße, so mußten sie dreißig Schritte weit in die Dschungel hineilaufen und durch lautes Schreien den Wanderer vor ihrer beschmutzenden Gegenwart warnen. Ihre Hütten durften nur eine einzige Schrägwand haben, auch war ihnen ein jedes Handwerk außer dem Riemenschneiden verboten. — Heute sind viele von ihnen Ackerbauer geworden. Ihr Land haben sie von den Engländern erhalten. Ihre Volksgenossen aber sondern sich wie ehedem mit Abscheu von ihnen ab. Merkwürdigerweise zeigen auch die Rodinas, was den Körperbau anbelangt, die schönsten Typen. Ihre Hautfarbe ist heller, als die anderer nicht fürstlicher Rassen der ceylonischen Bevölkerung. Man erläßt sich das daraus, daß der vornehme Inder seine ehebrecherische Frau den Rodinas zuweist, oft tut er es sogar für weit geringere Vergehen in seinem grausamen, orientalischen Nachdurst. — Eines der ältesten indischen Bücher, die „Mahawansa“, berichtet, daß die Rodinas früher den Henkerdienst verrichteten. So ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß aus den Kindern von Henfern und ausgestoßenen Adeligen schlechte Ackerbauer, Gaufler, Schlangenbeschwörer und Tänzerinnen geworden sind. Nur die hellere Hautfarbe und der edle Bau der Glieder verraten die aristokratische Abstammung.

Die Tendenz im Menschen, gewisse Mitmenschen herabzuschränken, um sich selber damit zu erhöhen, scheint ebenso uralt als unausrottbar zu sein. Er erscheint in den verschiedensten Formen auch bei uns, sei es als religiöses (seitlicherisches), als politisch-wirtschaftliches oder gar als wissen-

schaffliches Glaubensbekenntnis, das neben sich nichts gelten läßt und als „Verlorene“ oder „Unehrliche“ alle die betrachtet, die ihm nicht bedingungslos huldigen wollen. Und doch wird im Mitmenschen in der Regel nichts anderes bekämpft, als das, was man selber ist, oder woran man selber zweifelt und leidet.

Wachse.

Es großes herrsigs Wunder zieht
Dür d'Wält; mi seit ihm „Wachse“.
Mi g'seht, wie jedes Hälmlie drüeit,
Mi g'seht wie jedes Gstli blüeit,
Wie jedi Volle s'Chöpfli streckt
Und s'Blüefli oder s'Blettli weckt
Und rüest: „i bi, i wachse“.

Es unergründliges Gheimnis zieht
Dür d'Wält; mi seit ihm „Wachse“.
Mi g'seht wie s'Veeri wachst am Saum,
Wie us em Chärne schlüsst e Baum,
Wie us em Chymli d'Pflanze hunnt
Und us de Chlüse Blueme hunt,
Dostöh, usgöh und wachse.

Es lit e ganzi Säigkeit
Im Usgo und im Wachse.
Mängs Sömeli het g'schlunet no,
Het g'wartet bis sy Stund wot schlo,
De wacht es uf und sprängt sys Hus,
Vertuet si und wachst drüber us
Und freut si obem Wachse.

D'ruf seit's zum Mönch: „Das ist mi Art
So bi-ni jeze g'machse“.
Du chäst mi b'schhyde, zweje, zieh,
Doch ganz ergründe wirst mi nie.
Du chäst studiere wie de wit,
Du löst s'lezte Rätsel nid
Vom große Wunder „Wachse“.

W. Flückiger.

Masken.

Raum saßen die europäischen Staatsmänner in Genua beisammen, so zeigte es sich, daß die erhoffte Einigkeit der Entente im Innersten brüchig und gefährdet sei. Zum andern entdeckte man, daß die Stellung der Russen bei aller Aehnlichkeit der Konferenz mit dem berühmten grünen Tisch von Brest-Litowst doch ungleich stärker sein werde. Beide Erscheinungen stehen in ursächlichem Zusammenhang. Denn stünde die Entente in festem Zusammenhang, so könnten die Russen nicht mit der Bestimmtheit auftreten, wie sie dies bisher taten. Die beiden Kaisermächte waren vor Jahren ebenso uneinig über die Behandlung des Patienten, welcher Friede heischend sich ihnen anvertraut hatte, und die deutsche Auffassung, wonach keine Zugeständnisse zu machen seien, drang durch. Die Franzosen, welche diesmal die Rolle der unbesiegten Diktatoren spielen wollen, werden gegenüber den Engländern nicht so leichtes Spiel haben; denn England ist kein Reich in den letzten Zügen. Eine Parallel freilich wird man ziehen können: England bedarf des normalen Lebens der Staaten, wie es Österreich vor Zeiten zu seiner Rettung bedurfte. Nur ist es nicht auf Gnade und Ungnade dem mächtigen Alliierten ausgeliefert.

Als der Franzose Barrère verlangte, die Republik Georgien solle auf der Konferenz außer durch die bolschewi-